

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 93. Bromberg, den 24. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Diese Ausflucht war der alten Dame plötzlich durchs Hirn geschossen und schien ihr sichere Rettung zu bieten, aber die Lüge tauchte ihr Antlitz in flammende Röte. Eugen war sehr leichtfertig — und doch stieg in seinem Flatterherzen ein mahnendes Gefühl der Ehrfurcht auf vor dieser weißhaarigen Greisin, deren ganzes Dasein Güte und Aufopferung war.

„Gräfin", sagte er warm, „ich glaube, Sie haben recht. Aber das unwahre Wort paßt nicht zu Ihnen — auch dann nicht, wenn es aus bester Absicht gesprochen wurde. Seien Sie überzeugt, ich bin Franziska nicht zu nahe getreten und habe sie nicht kränken wollen. Lassen Sie das Fräulein ruhig weiter hier leben — ich werde sie nicht belästigen. Und nun gestatten Sie, daß ich in Verehrung Ihre Hand küsse, Sie gütige Frau!"

„Gute Nacht, Prinz! Vielleicht sind Sie doch besser und edler, als ich annahm."

Ein wenig betroffen schritt Beauharnais wieder die breite Treppe hinab. Durch die dreiteilige Glastür der Vorhalle glitzerte lockend der weiße Schnee. Er hatte Franziska für immer entsagt. Vielleicht ein übereiltes Versprechen. Und nun überkam ihn statt des drängenden Verlangens ein bittersüßer Gram.

Der Zauber der Winternacht trieb auch ihn an die Stätte, wo er sie zuletzt gesehen. Er ging, die Erinnerung zu bannen, und fand sie selbst: Franziska, blaß, zitternd — genau wie damals, als sie zum Stelldichein gekommen war. Wieder umarmte er sie, und der Kopf der Erschrockenen ruhte einen Herzschlag lang an seiner Schulter.

Dann befreite sich das Mädchen, flüsterte entsetzt: „Mein Gott — was wollen Sie noch von mir?"

„Beruhigen Sie sich, scheues Kind! Immer suchte ich Sie — nun endlich hab' ich Sie gefunden! Geben Sie mir Ihre liebe Hand!"

„Nein!" trotzte Franziska bang.

„Warum nicht? Weshalb darf ich Sie nicht wärmen, wie neulich? Mehr als ein Monat ist seither verstrichen. Und nun erneut sich unsere Begegnung — am gleichen Ort!"

Zart und lind begann der Prinz Franziskas klamme Finger zu streicheln, drückte Kuß um Kuß auf ihre kühle Haut.

„Sind Sie mir bös, kleines Mädchen? Das sollen Sie nicht und brauchen Sie nicht! Eben vorhin hab' ich der Gräfin Montesquieu versprochen, daß ich Sie nicht mehr quälen, Sie nicht mehr verfolgen will."

Als sie den Namen ihrer mütterlichen Freundin vernahm, zuckte Franziska zusammen. Eugen Beauharnais legte den Arm um ihre Schulter. „Fürchten Sie nichts, liebes Kind! Wahrscheinlich sprechen wir heut zum letztenmal miteinander. Bevor wir uns aber trennen, muß ich Ihnen noch sagen, daß ich verreist war — weit fort; deshalb hörten Sie eine Weile nichts von mir. Vielleicht fällt Ihnen das Verzeihen leichter, wenn Sie wissen, daß ich insgeheim für Napoleon tätig war. Pst — keine Frage darüber! Denn mehr kann ich nicht verraten. Auch diese Andeutung schon hätt' ich eigentlich nicht wagen dürfen. Aber Sie sollen nicht argwöhnen, daß ich leichtfertig sei oder schlecht ... Denn, nicht wahr, Sie lieben mich doch? Trotzdem wir uns trennen müssen?"

Bezaubert und betäubt, in Sehnsuchtsträume verstrickt, raunte Franziska mit bebender Stimme: „Sie haben Frau und Kinder, Prinz ..."

„Welch reizende Skrupel! Die sind jetzt weit weg von mir. Du aber bist nah, Franziska — süße, kleine Franziska ..."

Noch einmal riß er sie an seine Brust, zu langem, sengendem Kuß. ... Dann gab er sie frei — in seufzender Entsagung. Seine hingebungsvoll-schwankende Natur gefiel sich in dieser romantischen Aufopferung, und die Rolle, die er spielte, dünkte ihn schmerzlich-schön.

„Gehen Sie — gehen Sie, Franziska! Wir müssen nun scheiden!"

Franziska rührte sich nicht. Mit der ganzen Inbrunst ihres jungen Körpers klammerte sie sich an den Prinzen, preßte wild die Arme um seinen Hals. „Ich liebe dich!" Ein Stammeln seliger Verzückung.

Sanft löste er die Umschlingung — und kam sich ungeheuer erhaben vor in der süßen Bitternis solcher Selbstbeherrschung.

„Gute Nacht, Franziska!"

„Gute Nacht!" Wie ein gehetztes Reh enteilte das Mädchen. Ihr Liebesgeständnis brannte in ihrer Seele. Und sie wußte jetzt, daß nur ihr Blut gesprochen hatte und nicht ihr Herz. Sie lief, so rasch sie konnte — wie auf der Flucht vor sich selbst.

*

Franziska sehnte den Frühling herbei, der in diesem Jahr nicht kommen wollte. Anfang März begann es noch einmal zu schneien, und die Sonne verhielt aufs neue ihre lenzliche Wärme. Jeden Morgen stand das Mädchen in der Hoffnung auf, daß heute ganz gewiß im grünen Rasen die ersten goldgelben Schlüsselblumen blühen würden.

Eugen Beauharnais war aus ihrem Dasein geschwunden. Wie fernes Wetterleuchten nur blinkte die Erinnerung an ihn — als einzig Lebendiges ihrer Vergangenheit. Sie glaubte nun, daß sie den Prinzen geliebt, daß sie ihn verloren hatte, und mit ihm sich selbst — für immer.

Unruhe lag in der Luft, die Menschheit war ungeduldig geworden. Es mußte etwas geschehen! Der Friede durfte nicht schlimmer werden als der Krieg. Denn dieser Friede mit seinen geräuschvollen Festen schien fast quälender noch als die dumpfen Jahre des Kampfes — quälender für Wien, für ganz Österreich und für das durchs Schlüsselloch lauschende Ungarn.

Etwas mußte geschehen! Und es geschah: Am Abend des 6. März traf ein junger Mann im Schloß zu Schönbrunn ein. Er kam mit Wissen der Polizei, um seine alte Mutter zu besuchen, die er lange nicht gesehen.

Gerührt umarmte die Gräfin Montesquieu ihr einziges Kind. Anatole liebkoste zärtlich die Wangen der Greisin, raunte dann leise: „Ich bring' gute Botschaft: Napoleon hat Elba verlassen!"

Erschüttert klammerte sich die weißhaarige Dame an des Sohnes Schulter; die Freude traf sie zu plötzlich — die Freude, von der sie nicht wußte, ob sie nicht inzwischen schon zur Tragödie geworden — —

„Ja, Mutter, wenige wissen es erst. Nur ..."

„Still!" Die Gräfin nahm alle ihre Willenskraft zusammen. „Später sprechen wir darüber — am Abend, wenn alles schläft."

Der junge Mann ließ sich bei Marie Louise melden, küßte die ihm gnädig dargereichte Grübchenhand, spielte mit dem kleinen Napoleon, lernte Franziska kennen, erzählte ihr von seinem Kaiser, aber all das voll Ungeduld,

als verlöre er teure, kostbare Minuten. Endlich ward es Abend.

Anatole saß zu Füßen seiner Mutter, an Franziskas Platz, und berichtete erregt in abgehackten Sätzen. Er sprach mehr von kühnen Hoffnungen als von Tatsachen. Wußte selbst noch nicht vieles, aber mit diesem Wenigen war er hierher geeilt. Denn wenn alles sich so gestalten würde, wie man's ersehnte, dann mußte die Kaiserin mit ihrem Söhnchen ohne Säumen die Fahrt nach Paris vorbereiten. Inzwischen war der Imperator vielleicht schon an Frankreichs Küste gelandet . . .

„Und weiß man in Wien denn nichts?" forschte die Gräfin.

„Am Nachmittag, als ich ankam, ahnte noch keiner etwas. Sonst hätt' ich nicht zu dir kommen dürfen. Und doch wollt' ich diese erlösende Kunde dir zuerst bringen!"

Die Gräfin streichelte das Haar ihres Sohnes. „Wann ist der Kaiser von der Insel entwichen?"

„Am 24. Februar. Ich trat daraufhin sofort meine Reise an."

Was mochte seither geschehen sein? Anatoles Augen strahlten. Er glaubte an Napoleon, wie begeisterte Jünglinge blindlings für ihr erstes Mannesideal schwärmen.

„Sorge dich nicht, liebe Mutter! In Paris erwartet man ihn. Wenn er an Land steigt, fliegen ihm aller Herzen zu. Königin Hortense ist das Haupt des geheimen Bundes. — Bist du denn nicht froh?"

„Das werd' ich erst sein, wenn alles so gelingt, wie wir's erhoffen . . . Wann wird es in Wien bekannt werden?"

„Morgen, spätestens übermorgen. Vielleicht auch weiß man es schon. Die Engländer haben am sechsundzwanzigsten seine Flucht bemerkt. Ich erhielt die Nachricht an der französischen Grenze. Oh, wie gern würd' ich's ihnen ins angstverzerrte Antlitz schleudern, dem Zaren und Kaiser Franz — dem ganzen nichtswürdigen Kongreß!"

„Still, Anatole, um Gottes willen! Das ganze Haus ist uns feind. Wenn wir hierbleiben wollen, bis die große Stunde schlägt, dann müssen wir schweigen. Wir werden hier streng bewacht, stehen mit unseren heimlichen Wünschen allein . . ." Die Gräfin schwieg, fuhr dann lächelnd fort: „Das heißt, *einen* Freund haben wir doch! Warte, ich ruf' ihn!"

Sie erhob sich, ihr graues Seidenkleid rauschte auf dem Flur und nach wenigen Minuten kehrte sie mit Franziska zurück. Lange sah sie ihr leuchtenden Blicks in die Augen. „Franziska, Napoleon ist von der Insel Elba entflohen!"

Franziska weinte und lachte in zitterndem Jubelungestüm: ihr Held erstand in neuem Glanze — die ersehnte Zeit der Taten war da!

„Kommen Sie, Kind! Setzen Sie sich zu uns!"

Nun saß man zu dreien am Kamin in dem kleinen Zimmer, in das die Hoffnung Einzug gehalten . . . sprach von Freud' und Leid der Stunde und von der hehren Zukunft.

„Ob sie es in Wien schon wissen?" fragte Anatole wieder und wieder.

„Machen wir uns doch auf und sehen wir uns um in der Stadt!" rief Franziska eifrig.

„Morgen früh!" warnte die Gräfin.

Anatole sprang auf. „Nein, nein — jetzt, sogleich! Mademoiselle, Sie kommen doch mit? Sie können sich behutsam erkundigen. Ich selber muß Vorsicht wahren, denn mich wird man verhaften, sobald erst Verdacht droht. Wenn wir sie dann beieinander finden, die Monarchen und Metternich, dann schreien wir's ihnen zu. Oh, ihre langen Gesichter möcht' ich sehen . . . Nicht wahr, liebes Fräulein, Sie begleiten mich?"

„Von Herzen gern!" Franziskas Augen glühten in fanatischem Feuer.

„Eilen wir also! Gute Nacht, Mutter!"

„Anatole, Franziska!" rief die Gräfin besorgt, aber die beiden hörten nicht mehr.

Schnurstracks rannten sie nächtlicherweile zu Fuß nach Wien. Franziska im dunklen, weiten Mantel, Anatole in der Livree der Lakaien Marie Louises. Unauffällig horchten sie in Gastwirtschaften und Kaffeehäusern, doch alles schien noch ruhig. Im Lothringer Bierhaus erfuhren sie, daß der Zar bei der Herzogin Bagration sei und Metternich bei Wilhelmina von Sagan.

„Schenkenstraße 54", erklärte Franziska.

„Da gehen wir hin!" bettelte ihr Begleiter.

Franziska war einverstanden. Diese romantische Nacht bedeutete ein Fest für sie. Noch einmal klammerte sie sich an ihre Hoffnung, noch einmal glaubte sie, zu Großem berufen zu sein.

In einem Wagen sitzend, warteten sie vor dem Hause der Herzoginnen. Stunde um Stunde verrann. Es schlug ein Uhr. Immer noch klang Musik. Auch um zwei Uhr verließ niemand das Gebäude. Anatoles Erregung hatte sich mählich gelegt. Franziska fühlte sich müde. Endlich — gegen drei Uhr — ward ihre Geduld belohnt.

Die Doppeltreppe belebte sich. Der Zar kam von der Herzogin Bagration, Metternich von der Herzogin von Sagan, und ihnen nach drängte die Schar der übrigen Gäste.

Am Fuß der Treppe verhielt Metternich den Schritt, um dem Zaren den Vortritt zu lassen; auch der Russenherrscher blieb stehen, maß den Kanzler mit verächtlichem Blick. Alexander hatte es so eingerichtet, daß sie sich zu gleicher Zeit entfernten; er liebte die zugespitzten Situationen, die seinem Machtdünkel schmeichelten.

Metternich hielt dem vernichtenden Blick gelassen stand, und Alexander war im Begriff zu gehen, als plötzlich eine verschleierte Frauengestalt in weitem Mantel aus dem Dunkel der Toreinfahrt wuchs und triumphierend verkündete: „Napoleon hat die Insel Elba verlassen!"

Gespenstisch flackerten die Kerzen in den Fäusten der Negersklaven; bleierne Stille lastete im Treppenhaus. Der Zar sah Metternich an und Metternich den Zaren. Niemand fragte, ob die Nachricht wahr oder falsch sei. Es war wie bei Feueralarm, wo jeder spornstreichs aus dem Bett springt und ohne Besinnen seine Habseligkeiten errafft; entzweite Nachbarn versöhnen sich, Todfeinde helfen einander . . .

Der Zar tat einen Schritt vorwärts, reichte mit unsicherer Geste Metternich die Hand.

„Das zu versäumen wäre schade gewesen!" bemerkte Anatole ironisch, während er, Franziska an der Hand fassend, sich mit ihr in den Wagen rettete.

„Wer war die junge Dame!" fragte der Zar. „Mir ist, als kennte ich sie."

„Ein Schützling von mir", warf Metternich hin. „Sie kommt aus Schönbrunn. Ein Bediensteter Marie Louises begleitete sie. Welch schöner Eifer von der Kleinen! Doch wenn die Kunde sich bestätigt, dann werd' ich sie gewiß auch zu Haus vorfinden."

*

Fieberhaft harrte man in Schönbrunn auf weitere Nachrichten. Fieberhaft harrte man auch in Wien. Marie Louise brach in einen Strom von Tränen aus, als ihr die Flucht ihres Gemahls mitgeteilt wurde.

Auf dem Kongreß stand jetzt gerade ihre Angelegenheit zur Verhandlung. Man wollte darüber bestimmen, ob sie für sich und ihr Söhnchen Parma und Piacenza als Erbgut erhalten solle. Sie hatte so viel erhofft, und nun stand alles auf dem Spiel! Wütend zerbiß sie ihr Taschentüchlein, zerfetzte ihr Kleid. Und dann fuhr sie nach der Burg, zum „lieben Papa".

Kaiser Franz beklopfte ihre zähren nassen Wangen, küßte und streichelte sie. Aber er sagte nichts. Auf der Straße entstand ein Auflauf um ihren Wagen. Drohgemurmel klang auf beim Anblick des Napoleonischen Wagens und der französischen Livreen.

Verzweifelt kehrte die Exkaiserin nach Schönbrunn zurück. An diesem Tage verbannte sie alles aus ihrem Hause, was an den Korsen erinnerte: die Räder ihrer Karossen wurden schwarzgelb gestrichen, und für ihre Diener ließ sie heimische Uniformen aus der Burg beschaffen.

„Mein Gott!" seufzte Franziska entgeistert.

„Es wird schon noch anders kommen!" tröstete Anatole.

„Wenn nur vom Kaiser endlich Botschaft käme!" ängstigte sich die alte Gräfin Montesquiou.

Fünf Tage blieb Wien in Ungewißheit. Die rauschenden Vergnügungen dauerten an. Endlich aber grollte der Donner. Mitten in einen Festball beim Fürsten Metternich schlug die Schreckensbombe von Napoleons Landung in Cannes. Das Licht der vielen hundert Wachskerzen schien plötzlich erloschen. Vergebens lärmte das Orchester. Alle erwachten aus einem Nebelrausch der Lust, des Spiels und der Liebe zu greulichem Katzenjammer.

„Krieg!"

Das furchtbare Wort breitete sich über die Wiener Stadt. Man flüsterte es auf allen Straßen, am Graben, in den Kaffeehäusern, in den lauschigen Nischen der großen Salons. Eroberte Festungen, leichenbedeckte Schlachtfelder, Trauer und Not — dies alles geisterte vor den Augen der betäubten Menge.

Und neue Nachrichten überstürzten sich: Napoleon in Lyon, Napoleon auf dem Weg nach Paris! Ludwig XVIII. flüchtig — der Imperator, an der Spitze der Armee, wieder Herr seiner Nation!

Marie Louise erhielt einen Brief. Ihr Gemahl berief sie auf den neu errungenen Thron. Des französischen Volkes Begeisterung kenne keine Grenzen. „Nur du noch fehlst mir zu meinem Glücke, ma bonne Louise, du und mein kleiner Sohn!"

(Fortsetzung folgt.)

Dshawaïr, die Schlangenfrau.

Von W. Jmiela Gentimur.

Das Wesen, welches diesen Namen führt, ist keine Varieté- oder Zirkus-Attraktion, sondern eine einfache armenische Bauernfrau. Sie lebt in dem großen Dorfe Dawalu, hart an der Grenze zwischen Sowjetarmenien und Persien, die hier von dem trübe fließenden Araxes gebildet wird.

Die Bewohner dieser Gegend sind Armenier, Mohammedaner verschiedener Stämme und russische Kolonisten. Vor allem aber Schlangen. Vipern, Giftschlangen jeder Art und Größe finden sich hier in unwahrscheinlicher Menge.

Im Winter schlafen die giftigen Bewohner des armenischen Grenzdistriktes in Erdlöchern, unter Steinen oder an sonstigen geschützten Orten. Es genügt, etwas Wasser in das Loch einer Feldmaus zu gießen, um zu sehen, wie der flache Kopf eines der gefährlichsten Reptile schlaftrunken und verdrossen aus der Erde steigt. Im Sommer aber sind sie eine schreckliche Geißel für die Bevölkerung. Nicht nur die Haustiere: Ochsen, Büffel, Hammel, edelrassige Zuchtpferde fallen ihnen in Mengen zum Opfer, sondern auch eine große Anzahl Menschen findet jährlich den Tod durch Schlangenbiß. Die Leute sind fast wehrlos gegenüber ihren kriechenden Feinden, die oft genug im Grase der Gärten, auf der Tenne der Häuser, im Wasserkrug, in Eßvorräten gefunden werden. Man wendet gegen den Schlangenbiß altüberlieferte Hausmittel an, aber sie helfen selten. Ärztliche Hilfe ist schwer oder gar nicht erreichbar. Auch besitzt, soviel mir bekannt, die medizinische Wissenschaft bisher noch kein Heilmittel.

In diese schöne Gegend zog eines Tages über die persische Grenze eine armenische Flüchtlingsfamilie. Mann, Frau, einige Kinder, ein kärglicher Haushalt. Sie erhielten wie alle andern ein Stück Land und bauten ihre Lehmhütte.

Niemand nahm sonderlich Notiz von ihnen, bis eines Tages ein beamteter Arzt auf seiner Rundfahrt auch ihre Hütte besuchte. Er sah dort ein kleines Kind in der Wiege, das verzweifelt schrie und mit Händen und Füßen strampelte. Er sah ferner, wie die Mutter, eine kleine, plattfüßige bis auf die Augen verhüllte Armenierin, seelenruhig in einen Kasten griff und dem Schreihals eine kleine Giftschlange in die Hände gab. Das Kind hörte sofort auf zu schreien, krähte vergnügt und schwang das sich windende Reptil, wie ein gesitteter Säugling die Kinderklapper. Der entsetzte Arzt sah weiter, wie sich der platte, aschgraue Kopf eines Riesenexemplars der gefährlichsten armenischen Giftschlange, der Gürsa, aus den Rockfalten der Frau züngelnd hervor schob und wie rings umher in Kästen, Geschirr und auf dem Boden Reptilien aller Größen sich behaglich umher wanden. Da sträubte sich das Haar auf seinem Haupte, und er verschwand.

Die Herrin dieses merkwürdigen Hauses heißt Dshawaïr. Sie trägt nach Art der dortigen Armenierinnen Kinn und Mund verhüllt. Was man von ihrem Gesicht sieht, ist wenig anziehend. Die sie aber ohne Mundtuch sahen, erklären einstimmig, daß sie phantastisch häßlich sei. Besonders entstellt durch eine ungeheuer dicke, wulstige und schlaff herabhängende Unterlippe, die von zahllosen Bissen durchlöchert ist.

Diese einfache, unscheinbare und häßliche Bauernfrau ist Gegenstand der Achtung und Verehrung weit über die Grenzen ihres Wohnortes hinaus. Aus Nachitschewan, Dshulfa, Ordubada, Daragelasa, Basch-Garni — weit über die Berge hinüber trägt man von Schlangen Gebissene vor ihre Lehmhütte. Und die Frau heilt sie. Sie spuckt auf die Wunde, reibt den Speichel hinein und bedeckt die Geschwulst mit einem frischen Klettenblatt, das nach wenigen Minuten schwarz und trocken herabfällt und erneuert wird. Dreimal täglich wiederholt Dshawaïr die Speichelbehandlung. Am vierten Tage fällt das Fieber, der Kranke gesundet. Todesfälle sollen nie vorkommen.

Dshawaïr bezog eine zeitlang vom Kommissariat für Gesundheitswesen ein geringes Gehalt für die Lieferung von Schlangen zu Versuchszwecken. Einige der von ihr gelieferten prachtvollen Exemplare leben heute wohl und munter in Moskau. Mit der Heilkraft der Armenierin befaßten sich die Behörden erst in letzter Zeit und nur ungern. Dshawaïr, die „Kurpfuscherin“, die „Betrügerin“, wurde von mißtrauischen Ärzten untersucht. Ihre Immunität gegen Schlangenbiß wurde einwandfrei festgestellt. Bereitwillig erzählte Dshawaïr während eines Verhörs ihren Lebenslauf, berichtete, wie sie als zwölfjähriges Mädchen das erste Mal einen Ochsen im Felde vom Schlangenbiß geheilt habe. Niemals aber erzählte sie, wie sie ihre Heilkraft entdeckte und wie sie zu ihrer eigenartigen Heilmethode kam. Dagegen zeigt sie mit Stolz ein ganzes Bündel Briefe in armenischer, türkischer und russischer Schrift, in denen ihr ihre Erfolge dankbar bestätigt werden.

Bisher ist niemand darauf gekommen, ihr Heilverfahren einer klinischen Beobachtung zu unterziehen, ihren Speichel und ihr Blut zu untersuchen. Vielleicht geschieht das noch, vielleicht auch nicht. Keine Wissenschaft sieht Außenseiter gern.

Inzwischen lebt Dshawaïr still, zufrieden und beschäftigt. Gepriesen von den Geheilten, verehrt von allen. Obwohl sie nur freiwillige Gaben empfängt und nie etwas fordert, ist ihre Familie zu merkbarem Wohlstand gelangt. Es geht ihr gut, so gut, wie es sich für Bürger eines proletarischen Staates gar nicht schickt. Das Heilen wird man ihr wohl verzeihen, den Wohlstand schwerlich.

Der Hasenbraten Seiner Exzellenz.

Humoreske von Liesbet Dill.

Der alte Herr war in das Städtchen zurückgekommen, nicht etwa, weil ihn das Heimweh nach seiner Heimatstadt hingezogen hatte; er war immer gern auf Reisen gegangen, hatte die Welt umsegelt, hatte am Nil Krokodile geschossen, in Indien Tiger gejagt, war in Grönland auf Walfischjagd gefahren und hatte gar nicht darüber nachgedacht, daß auch ein so großes Vermögen wie das, was seine Frau ihm mitgebracht, einmal zu Ende gehen kann. Man braucht über so etwas gar nicht nachzudenken, es geht eben einfach zu Ende, ganz von selbst . . .

Eines Tages eröffnete Seiner Exzellenz der Bankier, der dieses Vermögen jahrelang zu treuen Händen verwaltet hatte — eine Verwaltung, die ihm Seine Exzellenz großzügig und ohne je einen einzigen Kontoauszug durch sein Monokel anzuschauen, überlassen hatte —, daß es gut sei, wenn Seine Exzellenz sich einmal bemühte, um sich mit ihm über den Rest des noch bei ihm lagernden Vermögens zu beraten, es sei Zeit . . .

Seine Exzellenz war also hingefahren, hatte das Städtchen noch kleiner, die Straßen noch enger, das Pflaster noch unmöglicher gefunden als einst, die Häuser kamen ihm vor wie zusammengeschnurrter Kuchen, der zu lange in der Sonne gestanden hat. Nur seine Burg stand unverändert, trotzig und stolz, eine tragisch-schöne Ruine auf ihrem Felsen und schaute auf die breit dahinströmende Saale herab. In dieser Burg hatte er noch ein Notquartier, von Junggesellentagen her, wo er zuweilen nach einer Jagd in der Nähe einige Tage mit seinem Kammerdiener zugebracht hatte. Nachdem er sich das alte Felsennest angesehen hatte, stieg er zu dem Bankhaus am Markt hinab. Dort erfuhr er, daß der Rest seines großen Vermögens derartig zusammengeschmolzen war, daß gerade noch so viel übrig blieb, um hier oben auf der Burg seiner Väter den Rest seiner Tage bescheiden zu beschließen. Mehr war nicht da . . .

Seine Exzellenz waren sehr betroffen von dieser Nachricht. Sie lasen ungern Briefe, machten Geschäftsbriefe überhaupt nicht auf, sondern hatten sie von dem Haushofmeister vorlesen lassen. So war es gekommen, daß sich eines Tages die Leute in der Stadt wunderten, daß plötzlich im Frühling auf der Burg wieder eine Fahne flatterte und abends dort die spitzen Burgfenster wieder hell herableuchteten in die Nacht. Seine Exzellenz war dort eingezogen mit Koch, Kammerdiener und Haushofmeister, dem „Rest seines Personals“. Mit weniger ginge es nicht, erklärte er dem Bankier. Das erste Diner, das er den Prominenten der Stadt gab, lautete auf Sonntag mittag um sechs Uhr „zum Essen“. Zwei Tage vor dem Diner ließ Seine Exzellenz den Haushofmeister kommen und bestimmte das Menü. Erst Schildkrötensuppe, dann irgendeine Pastete, einfach und bescheiden, „von Kaviar sehen wir selbstredend jetzt ab, mein lieber Jokenberg“. Statt dessen Gänseleber mit Toast, dann Fisch statt Seezungen — sagen wir — Rotzungen, die sind billiger, die Leute hier werden das gar nicht merken, das merke ich nur und der Koch. Dann, als pièce de resistance, Hasenbraten mit dem üblichen Beigelaß, gebackenen Äpfeln, Maronen, Salat und pommes frites . . .

„Verzeihung“, erlaubte sich der Haushofmeister einzuwenden, „Hasenbraten im Mai, das ist unmöglich! Das geht nicht . . !“

„Das geht nicht!“ fuhr Seine Exzellenz auf. „Bei u n s geht a l l e s.“

„Es geht aber wirklich nicht, Exzellenz, denn die Hasenjagd ist geschlossen.“

Seine Exzellenz drehte an der Monokelschnur und fuhr dann sehr ruhig fort: „Als pièce de resistance wünsche ich also Ha—sen—braten . . . Wenn ich sage Hasen—braten, dann wird der Koch einen schaffen. Woher, ist seine Sache. . . . Zum Schluß Käsegebäck . . .“ Dann bestellte er den Wein und entließ den bestürzten Haushofmeister.

Am Sonntagabend kamen die Gäste angefahren. Der mittelalterliche Burghof füllte sich mit blauen Adlerwagen,

gelben Maybachs und grünen Opels und braunen Benz'. Die Autofahrer bestaunten die dicken Mauern und schwerbeschlagenen eisernen Tore der Burg.

Das Diner, zu dem nur Herren geladen waren, verlief sehr angeregt. Als der Hasenbraten gereicht wurde, bemrkte Seine Exzellenz, daß die Diener so sonderbare Gesichter machten. Es kam ihm vor, als ob sie grinsten. Der Hasenbraten war zart und duftete wundervoll, die Sahnensoße, ein Spezialität des Kochs, war ein Gedicht. ... Die Gäste wunderten sich zwar über den Hasenbraten im Mai ... „aber da er so gut war, sagte keiner etwas. Und schließlich ging es sie ja auch nichts an, woher Seine Exzellenz jetzt Hasen bekam. Als das Essen vorüber war und der letzte Gast die Burg verlassen hatte und der Haushofmeister die Lichter in den altertümlichen Silberleuchtern löschte, fragte ihn Seine Exzellenz: „Weshalb habt Ihr eigentlich vorhin so gegrinst, Jokenberg?“

Der stand stramm vor seinem Herrn. Er konnte nicht länger an sich halten. „Hat Ihrer Exzellenz ... der Hasenbraten geschmeckt?“ fragte er.

„Famos! Er war zart und delikat, die Soße ein Gedicht. Was grinsen Sie denn immer? Wo hat denn der Koch die Hasen hergekriegt?“

Da platzte der Haushofmeister heraus: „Es war ja gar kein Ha—sen—braten, Exzellenz!“

„Na, und? Was war es denn?!“ rief der Herr drohend.

„Es war — mit Verlaubnis — es war — Katz ...“

Seine Exzellenz sprang auf und klingelte Sturm. Der Koch wurde heraufgerufen. Aber als er ankam, in seinem weißen zerknitterten Anzug, ein verlegenes Lächeln auf dem glänzenden Gesicht, einen Sturm erwartend, zog Seine Exzellenz seinen Beutel und schenkte dem Koch zu seinem Erstaunen fünf Mark ... Für den Katzenbraten ... Weil es keiner gemerkt hat ... Und dem Haushofmeister gab er zehn Mark ... fürs Maulhalten ...

Aber wie alles doch einmal von der Sonne an den Tag gebracht wird, so hat sich auch die Geschichte herumgesprochen. Und als Seine Exzellenz das nächste Mal zum Diner einlud, hieß es in der Stadt: „Sind Sie auch eingeladen auf der Burg zum — Katzenbraten?“

Ein Monat des Hungerns.

Von **M. Y. Ben-Gavriël-Jerusalem.**

Die Kanonenschüsse, die am Ersten des Monats Schawwal in Jerusalem und der ganzen islamitischen Welt in derselben Minute fielen, wurden von Millionen mohammedanischer Menschen dreißig Tage lang mit großer Sehnsucht erwartet, denn sie bedeuteten durchaus etwas Anderes als die Schüsse, die dreißig Tage lang vor Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang fielen. Sie verkünden das Ende des alljährlichen Fastenmonats Ramadan, der die höchsten physischen Anforderungen an die Gläubigen stellt.

Es heißt in der zweiten Sure des Korans: „Der Monat Ramadan, in welchem der Koran dem Menschen als Führer herab gesandt wurde ... wer von euch den Mond sieht, der beginne das Fasten in ihm ... Allah wünscht, es euch leicht und nicht schwer zu machen usw.“ In diesem Monat Ramadan also, dem neunten des mohammedanischen Mondjahres, hebt in dem Augenblick, da die junge Mondsichel am ersten Tag sichtbar wird, das große Fasten an, das dreißig Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gehalten werden muß und auch ein strenges Rauch- und Trinkverbot während der Tagesstunden einschließt, ja sogar den Gläubigen verwehrt, an Blumen oder duftenden Spezereien zu riechen. Fällt aber vor Sonnenuntergang der Kanonenschuß, dann füllen sich die Bazare und die Garküchen mit überraschender Schnelligkeit. Für den arbeitenden Menschen ist der Fastenmonat doppelt schwer zu ertragen, da er ihn ja auch eines Teiles der Nachtruhe beraubt, die er am Tag nicht einbringen kann, weil die zweite Mahlzeit in der Nacht vor Sonnenaufgang abgehalten wird. Wie streng die Fastenvorschrift auch jetzt noch eingehalten wird, beweist der Umstand, daß in diesem Jahr in Palästina an die dreißig Personen von ordentlichen Gerichten mit Gefängnisstrafen bis zu acht Tagen belegt wurden, weil sie öffentlich geraucht oder gegessen hatten.

Dieser Monat, der dreifach schwer ist, wenn er in die heiße Jahreszeit fällt, endet mit dem sogenannten kleinen Beiramfest oder Id el fitr, Fest des Fastenbrechens, einem dreitägigen Freudenfest. Die Moscheen sind illuminiert, die Bazare mit festlich gekleideten Menschen überfüllt. Nie sah ich derartig viele Beduinen in Jerusalem wie am Beiram. Man macht einander Besuche und ißt dabei unglaubliche Mengen von Zuckerzeug. In den Moscheen findet ein großer Gottesdienst statt, an dem auch die Regierung und die Konsuln der fremden Mächte sowie die Häupter der verschiedenen nichtmuslimischen Religionen und Sekten teilnehmen.

Nach dem Gebet, während dessen die Geschäfte im Bazar geschlossen sind, sammeln sich große Menschenmengen, zumeist verschleierte Frauen, auf den Friedhöfen, aber nicht um zu trauern — wenn auch Gräber mit Palmblättern geschmückt erden —, sondern um sich zu unterhalten. Fliegende Kaffeehäuser säumen den Friedhofsrand, und auf dem Gräberfeld selbst — so sehe ich es alljährlich auf dem Friedhof vor dem Löwentor von Jerusalem — werden ein paar Karussels aufgestellt, die von Hunderten von Kindern und Frauen, aber auch von Männern belagert werden. Über dem ganzen Gräberfeld, das schon infolge des völligen Mangels an Bäumen nichts mit einem europäischen Friedhof zu tun hat, zumindest was die Stimmung betrifft, liegt fröhliche, kindliche Festesfreude. Drei Tage noch zeigen die Kanonen die fünf Gebetszeiten an, drei Tage noch wird gefeiert, dann, am dritten Tage des Monats Schawwal, beginnt wieder der Alltag, der sich ohne Ruhe, ohne andere als nächtliche Unterbrechung bis zum großen Beiramfest erstreckt, dem Opferfest, da die Pilger in Mekka den heiligen Stein umschreiten und die ganze muslimische Welt zur gleichen Zeit ihr alljährliches Opfer bringt.



Bunte Chronik



* **Die Erfindung der Zigarette.** Es war im Jahre 1831. Ibrahim Pascha, der Vizekönig von Ägypten, belagerte Akka. Seine Artillerie hatte sich vortrefflich gehalten und sollte dafür belohnt werden. So ließ der dankbare Feldherr einen großen Ballen besten ägyptischen Tabaks und eine riesige Wasserpfeife in das Lage der Kanoniere schaffen, denn schon damals gehörte das Rauchen zu den höchsten Genüssen des Soldaten. Kaum hatten diese aber begonnen, sich des Geschenkes zu erfreuen, da begannen die belagerten Türken erneut die Kanonade. Eine der ersten Kugeln traf die Wasserpfeife und setzte sie außer Gefecht. Die Ägypter erwiderten das feindliche Feuer und brachten es bald zum Schweigen. Ihre Wasserpfeife aber wurde dadurch nicht wieder heil. So zerbachen sich die Kanoniere obendrein auch noch die Köpfe über die Frage, was nun mit dem köstlichen Tabak geschehen sollte. Da ergriff einer von ihnen eine der herumliegenden Papierhülsen, die zum Anzünden der Lunten dienten, stopfte sie voll Tabak und setzte sie in Brand. Die Zigarette war erfunden.

* **Die älteste Zeitung Londons.** Die älteste, noch bestehende Zeitung Londons ist die „London Gazette“, sie besteht nun schon 263 Jahre. Dieses Blatt verdankt sein Entstehen der großen Pest, die im Jahre 1665 London heimsuchte. Der königliche Hof floh nach Oxford und wurde so des Nachrichtendienstes beraubt, wie er in jenem Jahrhundert üblich war. Nach den überlieferten Berichten äußerte sich König Karl II. damals: „Es ist eine dumme Geschichte. Da es hier keine Zeitungen gibt, so können wir nicht erfahren, was in der Welt vorgeht, und lassen wir uns die Zeitungen aus London kommen, so bekommen wir möglicherweise die Pest her. Wir müssen uns eine eigene Zeitung schaffen!“ So wurden denn Befehle für die Errichtung eines eigenen Nachrichtenblattes erteilt, das zunächst unter dem Namen „Oxford Gazette“ erschien. Als der Hof dann wieder nach London zurückkehrte, siedelte auch die Zeitung dorthin über und wurde unter dem Namen der „London Gazette“ zum Amtsblatt bestimmt, das es bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Lustige Rundschau



* **Im Theater.** „Warum weinen Sie denn? Diese Szene ist doch nicht so rührend“. — „Ach, wissen Sie, ich weine doch nur über mein Eintrittsgeld!“

*

* **Der Sparsame.** „Paule, warum nimmst du so große Schritte?“ — „Ick muß an Stiefelsohlen sparen, Lotteken, wir woll'n doch heiraten!“

*

* **Kleines Mißverständnis.** „Tante, nimm den Onkel raus.“ — „Aber Kind, der ist doch gar nicht hier.“ — „Doch. Vater sagt, du hast ihn in der Tasche.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg